

Humoreske von Freiherr v. Schlicht.

Und wenn man sich auch aufhing, es half doch nichts: der Krause war zu dumm. So etwas von Dummheit war überhaupt noch nicht dagewesen. Wenn die im Dienst ergrauten Unteroffiziere des Abends im Kasino zusammensaßen und Wundergeschichten von dummen Rekruten erzählten, denen sie erst die höhere Bildung beigebracht hätten, dann erzählte zum Schluß der Sergeant Bülle von seinem Krause. Aber auch nur dann. Sonst verminderte der Sergeant den seiner Erziehung anvertrauten Musiketier vom Morgen bis zum Abend zum Teufel.

Aber der Teufel dachte nicht daran, ihn zu holen, er ging ihm sogar absichtlich in einem ganz weiten Bogen aus dem Weg, damit Krause ihm in seiner grenzenlosen Dummheit nicht freiwillig in die Arme liefe. Krause nicht vorhandene Weisheit wirkte auf seine Vorgesetzten um so depressiver, als er, wie der Sergeant Bülle gleich an einem der ersten Tage sehr richtig bemerkte, nach seiner äußeren Veranlagung den Anschein erweckte, als habe er auch die innere Begabung, eine glänzende militärische Karriere zu machen und es, wenn auch nicht gerade bis zum Unteroffizier, so doch vielleicht bis zum Gefreiten zu bringen.

Der Musiketier Krause war ein hübscher Kerl, und ein paar Paradebeine hatte er — einfach klassisch! Und man befreit die Konte doch zu vernünftiger Natur nicht, daß sie in dem Gehirn eines so hübschen Kerls ein solches Mißverhältnis angelegt hatte. Genaugenauso hinkte dieser Verrückte mit dem Mißbein, auf dem sein Erfinder, der Sergeant Bülle, sehr stolz war, ganz bedenktlich, denn auf einem Mißbein wächst sehr vieles, in dem Gehirn des Musiketier Krause wuchs nichts.

So waren denn alle sehr froh, als Krause sich nach glücklicher Vollendung seiner militärischen Ausbildung unter den Freiwilligen meldete, die Spielleute werden wollten. Vom Hauptmann herunter bis zu seinem Gauß freuten sich alle, daß sie Krause los wurden und der Gauß freute sich darüber nicht am wenigsten. Wieviel nervöse Sporenstöße hatte er nicht von seinem Reiter bekommen, wenn Krause allen Ermahnungen zum Trost anstatt „Rechts!“ „Vorwärts!“ machte und anstatt der Wendung „Vinkum“ den Griff: „Präsident des Gewehrs!“ ausführte.

Die Kompanie war in den Krause los, dafür hatte ihn nun der Bataillonstabour. Auch beim Militär ist das eine Freude des anderen Leid und ungetreue, und als der Bataillonstabour von dem Zuwachs erfuhr, den sein Federweid erhielt, dachte er ernstlich daran, sich den Bataillonstabourstod in das Herz zu stoßen und von dieser Welt Abschied zu nehmen.

Aber sein Leid verwandelte sich bald in eitel Freude, denn schon an einem der ersten Tage machte er die Entdeckung, daß Krause wirklich musikalisch veranlagt war. Er hatte ein sehr feines Gehör, und die falschen Töne, die er, am Anfang mit recht viel Spunde vermennt, in sein Horn hinein und dann wieder hinausblies, fertigte er ganz von selbst so lange, bis sie ihm richtig erschienen und es dann auch wirklich waren.

Aber so richtig Krause auch bald blies, seine Dummheit verließ ihn trotzdem nicht, und die zeigte sich darin, daß er stets ein falsches Signal blies. Anstatt: „Habt ihr noch nicht lang genug geschlafen?“ blies er: „Ihr lieben Leute geht zu Bett, der Hauptmann hat's befohlen.“ und anstatt „Alarm“ blies er zum Essenholen.

Der Bataillonstabour rang die Hände. Er war ein begabter Mensch und suchte sich klar zu machen, daß Krause eines Tages auf Wache wäre und auf Befehl der Vorposten das Alarmzeichen geben sollte. Was denn, wenn die ganzen Leute des Regiments auf Grund des falschen Signals anstatt felbmarschmäßig mit dem Gewehr nur im Drillkang mit den Schuhen in der Hand auf dem Arsenhof antreten würden?

Selbst die Phantasie eines wahnfinnig gewordenen Dichters könnte sich das Donnerwetter nicht vorstellen, daß sich dann über dem Haupte des Tambourmajors entladen würde, denn er war der Lehrer und somit für das verantwortlich, was seine Schüler thaten und bliesen.

So nahm er sich denn seinen Zögling ganz besonders vor, aber alle Mühe war vergebens, bis er dann plötzlich dahinter kam, daß in Krauses Verwechslungssystem, wie er es nannte, doch eine gewisse Ordnung herrschte. Der blies nicht an Stelle des richtigen Signals einmal dies, dann jenes falsche, sondern regelmäßig dasselbe falsche. Da freute sich der Bataillonstabour und gedachte des großen Wortes: „Dem Manne kann geholfen werden.“

So nahm er sich seinen Schüler von neuem vor: „Nun passen Sie mal auf, Krause, Sie sind zwar noch dümmer als zu dumm, aber doch nicht so dumm, daß nicht ein begabter preußischer Unteroffizier doch noch etwas aus Ihnen machen kann. Bei Ihnen liegt wenigstens Sinn im Unfinn: Wenn jemand jetzt zu Ihnen sagt: Blasen Sie Alarm, dann blasen Sie zum Essenholen.“

In Zukunft müssen Sie sich sagen: Alarm, aba, das ist das Essenignal, das in Wirklichkeit das Alarmignal ist, und wenn Sie dann fertig sind, haben Sie Ihre Sache gut und vor allen Dingen richtig gemacht. Und wenn Sie Reveille blasen sollen, dann denken Sie: Aha, das ist das Signal zum Zapfenstechen, dann blasen Sie Ihren Zapfenstecher, und wenn der dann fertig ist, war das die richtige Reveille.“

Es war eine lange Rede, die der Tambourmajor da hielt, denn es gibt viele Signale, und als er endlich geendet hatte, fragte er: „Haben Sie das nun begriffen, Krause?“

Der wußte in seiner Dummheit gar nicht, was er begriffen haben sollte, er begriff nur so viel, daß er sich bei jedem Signal ein falsches denken und dann aus Versehen das richtige blasen solle. Und das that er denn auch, er that es sogar so gründlich, daß er sich nun sogar etwas ganz Falsches dachte und statt des Alarms nicht mehr wie bisher zum Essenholen, sondern zum Schlafengehen und nicht mehr wie früher anstatt der Reveille den Zapfenstecher, sondern den Sturmangriff blies.

Der Tambourmajor sah ein, hier war auch seine Weisheit zu Ende; er rang sich die Hände wund und schickte den Hauptmann an, Krause in die Kompanie zurückzunehmen. Aber der Hauptmann blieb unerbittlich, und selbst das Hauptmanns Pferd schützelte energisch den Kopf. Das war doch wirklich zu viel verlangt: sie waren froh, daß sie den Krause los waren, und nun sollten sie ihn wieder nehmen? Nein, daraus wurde nichts.

So blieb Krause Hornist, und der Tambourmajor befehlt sich und seinen Zögling dem Schutze des Allerhöchsten. Da geschah es, daß das Regiment zu einer zweitägigen Gefechtsübung gegen die Nachbargarnison ausrückte. Nach langem Anmarsch stieß man auf den Feind, das Gefecht begann, um erst am späten Nachmittag abgebrochen zu werden, und erst gegen Abend wurden die Quartiere in einem Dorf bezogen. Die Anstrengungen des Tages waren groß gewesen, aber sie hatten auch ihr Gutes: alle glaubten jetzt sicher zu sein, daß sie jetzt ruhig durchschlafen könnten und nicht in der Nacht alarmiert würden, um die trotz heftiger Gegenwehr am Nachmittag verlorene Position durch einen plötzlichen Ueberfall in der Dunkelheit wieder zu gewinnen.

Aber es ist die alte Geschichte, daß die Vorgesetzten über ein und dieselbe Sache oft ganz anders denken, als die Untergebenen. Der Oberst konnte es nicht über das Herz bringen, dem Gegner einen solchen Erfolg ruhig zu lassen. Wozu war das Dunkel der Nacht da, wenn er es nicht ausnützte? Der Regimentsstab war nicht in dem Dorf selbst einquartiert, sondern auf einem Gutshof, der eine kleine Viertelstunde entfernt lag. So schickte denn der Oberst seinen Adjutanten in die Welt hinaus: „Reiten Sie in das Dorf, werden Sie den ersten Hornisten, an dessen Quartier Sie vorbeikommen, und lassen Sie den Mann Alarm blasen. Dann kommen Sie selbst sofort zu mir zurück, für den Fall eines Alarms habe ich den Stabsoffizieren und Hauptleuten bereits heute Mittag genaue Befehle erteilt.“

Der Adjutant galoppierte gleich darauf vor bannen, und mit scharfen Augen spähte er nach einem Hause aus, vor dem sich, der Vorchrift gemäß, zum Zeichen, daß dort ein Spielmann untergebracht sei, ein aus Stroh geflochtenes Horn befand.

Jetzt hatte er ein Haus erreicht; er stieg vom Pferd, klopfte an die Fensterscheibe, bis der Hornist wach wurde und sich zeigte, vergewisserte sich durch eine Frage, daß er auch wirklich den Spielmann selbst vor sich habe, befehlt diesem Alarm zu blasen und galoppierte gleich darauf durch das Dunkel der Nacht zu seinem Oberst zurück.

Der Hornist aber, den der Adjutant aus den Federn geholt hatte, war unglücklicherweise der Hornist Krause.

Der war einen Augenblick vor Schreden ganz starr, daß es nun schon mit der Nachtruhe vorüber sein sollte, dann aber leudete er sich schnell an, hüpfte sich den Helm auf den Kopf, nahm das Horn zur Hand und eilte auf die Straße, um Alarm zu blasen.

Er setzte das Instrument an die Lippen, aber es kam kein Ton heraus, denn er blies nicht; er hatte das Signal vergesen.

Wie war doch das nur? Er stand allein mitten auf der Dorfstraße und zermarterte sich sein Gehirn: Wie war das Signal doch nur?

Gott sei Dank, da fiel ihm wieder ein, was der Bataillonstabour ihm gesagt hatte: Wenn Sie Alarm blasen wollen, dann blasen Sie zum Essenholen, dann wird's richtig. Aber nein, das war ja früher gewesen, bevor der Unteroffizier ihm die Rede hielt. Wenn er jetzt zum Essenholen blies, dann würde es ja das Signal zum Schlafengehen, und bei dem Signal „Schlafengehen“ blies er „Das

Ganze avanciren“ und statt dessen „Das Ganze halt“ und statt „Das Ganze halt“ „Seitengewehe pflanz auf“, und wenn er das blasen sollte, mußte er an das Signal „Rechte Seite der Straße frei“ denken, dann wurde es richtig, und wenn er „Straße frei“ blasen wollte, dann mußte er an Zapfenstecher denken und bei diesem an das Signal zum „Einsteigen in die Bahn“ und bei diesem an den „Offiziersruf zur Kritik“.

Aber woran mußte er denken, wenn er Alarm blasen wollte. Er dachte nach, daß seine Stirn sich weite, daß der Helm sich verbog und daß ihm der Angstschweiß in hellen Strömen von der Stirn herunterließ.

Er mußte das Signal finden, er mußte blasen, daß was ihm befohlen, ihm ganz allein von allen Spielern des Regiments, und er stand hilflos da und mußte sich nicht zu helfen.

Er war von allem Denken noch dümmer geworden als sonst, so daß er schon gar nicht mehr denken konnte. Da in der höchsten Noth sandte der Himmel ihm einen rettenden Gedanken: „Ach werde alle Signale blasen, die ich kenne, dann muß eines davon ja auch das Alarmsignal werden.“

Und er blies ein Signal nach dem anderen — nur das einzige, das er blasen sollte, blies er nicht, das verpaß er.

Er blies, aber niemand hörte ihn, die Schläfer lagen nach den Anstrengungen des Tages wie todt auf dem Lager, und die bei dem Spritzenhaus aufgestellte Wache war zu weit entfernt, als daß sie ihn hätte hören können. Und wenn doch hin und wieder ein Ton zu dem Posten hinüberklang, dann glaubte er, in dem Nachtwächter des Dorfes seine durch die Anwesenheit der Soldaten militärische Erinnerungen wach geworden und er versuchte, um sich die Zeit zu kürzen, auf seinem Horn alte, längst vergessene Signale wieder zu finden.

Und so hätte Hornist Krause vielleicht bis an sein Lebensende da draußen auf der Dorfstraße weiter getutelt, wenn nicht von neuem der Adjutant erschienen wäre, um nachzusehen, wo die Kompanien eigentlich blieben. Je näher er herantam, desto deutlicher hörte er die verschiedenen Signale, und mit einem Mal wurde ihm auch klar, was das zu bedeuten hätte. Für eine Sekunde lähmte ihn der Schrecken, und alles, was er auf dem Herzen hatte, flog er zusammen in dem einen Schrei: „Krause!“

Dann gab er seinem Gauß die Sporen und taste zur Wache. Wenig später war das Regiment wirklich alarmiert, aber es war zu spät, der geplante Ueberfall mißlang, da inzwischen auch der Gegner sich in Marsch gesetzt hatte.

Hornist Krause war an dem ganzen Unglück schuld, aber er kam mit einem blauen Auge davon, er wurde nicht einmal bestraft, weil gerade so viel Dummheit doch kein Kraus gewachsen ist, aber er wurde als Spielmann abgelöst und in die Kompanie zurückgeschickt.

Der Hauptmann bekam einen Todessehnen, das Hauptmannspferd aber erst recht, und als der Hauptmann nach Wiedereinstellung des Krause in die Kompanie zum ersten Mal seinen Gauß beistehen wollte, erkannte er seinen Rappen nicht wieder: Der Gauß hatte über Nacht schneeweiße Haare bekommen!

Eine Sängerin in Mißnoth.

Als die berühmte Sängerin Fodor in Hamburg zur Zeit der Belagerung durch die Russen (1814) engagiert war, fand lediglich um ihretwillen von Seiten der französischen Besatzung ein Ausfall auf die Belagerer statt. Einst floß bei einer Aufführung eine Kanonenkugel durch das Dach des Theaters. Doch daraus machte sich die Fodor nichts, wogegen ihr endlich, da sich die Belagerung in die Länge zog, und die Reihe sämtlich geschlachtet waren, der Mangel an Milch lästig wurde. Ohne Milch war die Fodor kaum fähig zu singen, denn sie hatte sich so daran gewöhnt, während der Zwischenakte der Aufführung Milch zu trinken, daß es ihr außerordentlich schwer fiel, sie zu entbehren. Als die französische Besatzung hörte, in welcher peinlicher Lage sich ihre Lieblingsängerin befand, beschloß sie galant, diesem Mangel abzuhelfen. In der nächsten Nacht wurde also ein Ausfall gemacht, und richtig eine Kuh im Triumph zurückgebracht, welche man über der Bühne im Materszimmer unterbrachte und so oft molk, als Madame Fodor durstig war.

Die Hauptsache.

Automobilfahrer: „Sind alle Werkzeuge im Kasten?“
Diener: „Ja wohl!“
Alle Kisten im Fahrzeug?
„Ja wohl!“
„Ist genügend Gasolin im Tank?“
„Ja wohl!“
„Hast du die Schutzbrillen mitgebracht?“
„Ja wohl!“
„Gut, dann hole mal die Bannotenrolle, welche oben auf meinem Schreibische liegt, damit wir genügend Geld bei uns haben, um die Strafen zu zahlen. Nachher kann's losgehen.“

Man kann recht glücklich sein, ohne sagen zu können, was das Glück eigentlich ist.

Die Abrechnung.

Stizze von Alfred Capus. — Deutsch von Gertrud Köbner.

Während Chambon nichts ganze Haufen von Scheffeln in den Kamin warf, schubladen auf und wieder zuwarf, herumließ und unverständliche Worte murmelte, verrichtete Antonin, sein Diener, ruhig und tücht seine Arbeit, rüdete die Möbel zurecht und säuberte sie ab. Dann fragte er: „Kann ich den Kram da jetzt anzünden, gnädiger Herr?“

Chambon nickte und gleich darauf verzeigte eine lustige Flamme all die Papiere. Dann griff er nach dem Kursbuch.
„Ich habe noch drei bis vier Stunden vor mir.“
Dann ließ er sich seufzend in einen Sessel fallen.

„Regen Sie sich doch nicht auf, gnädiger Herr“, sagte Antonin. „So etwas kann jedem passieren. Vergangenes Jahr ging es Ihrem Freunde ebenso. — Wie tief er doch gleich?“
„Babon vielleicht?“

„Ja, Herr Babon. Seine Spekulationen waren nicht glücklich. Er ist abgereist, und jetzt geht es ihm im Auslande ganz vorzüglich.“

„Er hatte ein Passivum von sechs Millionen. Ich hätte auch fast Geld durch ihn verloren“, fuhr Chambon fort. „Damals bin ich mit einem blauen Auge davon gekommen!“
Antonin schenkte einen Augenblick zu zögern.
„Der gnädige Herr wird mir das, was ich sagen will, nicht übel nehmen. Ich stehe schon lange in den Diensten des gnädigen Herrn, und ich bin dem gnädigen Herrn sehr ein treuer Diener gewesen. — Wie hoch belaufen sich die Passiven des gnädigen Herrn?“

Chambon richtete sich auf und stampte mit dem Fuße:
„Das ist gerade das Unglück, mein armer Antonin! Mein Passivum ist kaum der Rede wert. — Nicht einmal der sechste Theil dessen, was Babon gehabt hat. — Nicht einmal der zehnte Theil!“

„Es geht wirklich ungerecht in dieser Welt zu!“ schloß Antonin. „Aber“, fuhr er fort, „sind Sie ganz sicher, daß Sie nicht übertreiben? Bleibt Ihnen denn gar kein Ausweg mehr?“

Chambon schenkte seinem Diener, einem alten pedantischen Junggesellen, volles Vertrauen.
„Wenn ich heute Abend nicht abfahre, so werde ich morgen Abend oder spätestens übermorgen verhaftet“, antwortete Chambon.

„Der gnädige Herr muß das besser verstehen als ich“, erklärte Antonin. „Dann muß der gnädige Herr eben fahren. Mit Geld in der Tasche kommt man nirgends in Verlegenheit.“
Unwillkürlich fühlte Chambon nach seiner Brustfläche, und bei dem Gedanken, was sie enthielt, überkam ihn eine gewisse Erleichterung. Er zog seinen Pelz an, nahm seinen Spazierstock und seinen Hut und sagte dann ganz leise zu Antonin:
„Um ein Viertel vor acht Uhr sei ich am Bahnhof.“

Die Wohnung Chambons lag ganz dicht bei den Boulevards. An der Ecke der Straße begegnete er einem Kollegen von der Börse, und sie schüttelten sich freundschaftlich die Hand.
„Gehen Sie in den Klub?“
„Ja, ich will mal hineinsehen!“
„Ich komme gleich nach.“

Das war tatsächlich das beste Mittel, sich bis zur Abfahrt zu beschäftigen. Uebrigens war es auch ein geschickter Schachzug, sich kurz vor dem definitiven Verschwinden noch einmal zu zeigen.
Nachdem er mehrere Jahre allerhand getrieben hatte, war er schließlich auf die Börse gegangen. Zuerst hatte er Glück gehabt. Allmählig begann man ihm Geld anzuvertrauen, denn man hielt ihn für äußerst vorsichtig. Ohne besonderen Grund begann er eines schönen Tages dann zu verlieren, genau so, wie er vorher gewonnen hatte, und da er seiner Meinung nach sich nicht mehr halten konnte, so beschloß er, sich mit dem Rest, der ihm blieb, und der noch ein ganz hübsches Stümchen ausmachte, aus dem Staube zu machen.

Chambon gehörte aber nicht zu den ähmißigen Börsianern ohne Stempel und Gefühl. Er leistete gern einen Dienst und wußte seinen Egoismus in liebenswürdiger Weise zu verstellen. In der Nacht, die auf den Zusammenbruch folgte, schloß er schlecht. Einen Augenblick hatte er sogar den Gedanken, nicht zu fliehen, sondern ruhig abzuwarten, das übrig bleibende Geld seinen Gläubigern zur Verfügung zu stellen und sich reumüthig richten zu lassen.
Doch, nachdem er festgestellt hatte, daß der Theil, der auf jeden seiner Klienten kommen würde, zu unbedeutend war, hatte er sich doch lieber entschlossen, zu gehen und alles mitzunehmen.

Er ging erst in den kleinen Saal des Klubs. Dort hielten sich meist die älteren Mitglieder auf, Geschäftsleute oder Rentner, die sich am Bakarat nicht beteiligten. Die einen spielten an kleinen Tischen Bezique, andere Carté, andere wieder unterhielten sich. Man merkte den Leuten an, daß sie sich dort zu Hause fühlten, und es herrschte eine etwas lärmende, geistvolle Vertraulichkeit.

Auf den ersten Blick sah Chambon

Emil Belin, eines der ältesten Mitglieder des Klubs. Er war kein Klient. Er spielte Karten, doch als er Chambon sah, lächelte er ihm zu und sagte:
„Wollen Sie nicht eine Partie mit mir spielen?“

Emil Belin war ziemlich reich. Er hatte alle Klappen der Spekulation glücklich umschiff und begnügte sich jetzt damit, von Zeit zu Zeit in ganz sicheren Sachen, wie er zu sagen pflegte, kleinere Beträge zu riskiren. Manchmal, wenn er fühlte, daß ein Börsianer im Glück war, zögerte er nicht, in seinem Gefolge auch größere Summen auf's Spiel zu setzen, und bis jetzt war er auch noch nicht hineingefallen. Er hielt sich mit Vorliebe an Anfänger. Er nannte das: die Jungen beschützen. Chambon war ihm sympathisch, und er hatte ihm weil größere Kapitalien anvertraut, als er gewöhnlich that. Er rühte denn auch bei jeder Gelegenheit sein Finanzgenie.

Nach einem Blick auf die Uhr nahm Chambon seinem Kunden gegenüber Platz und murmelte bei sich:
„Ich habe noch reichlich Zeit. Es wäre wirklich gelungen, wenn ich ihm vor meiner Abreise noch ein paar Goldstücke abnahm. Doch während er die Karten mischte, gewann seine angeborene Gutmüthigkeit wieder die Oberhand, und er dachte: „Dieser arme Belin! Nein, wirklich, es wäre mir lieber, ich verlore ein bißchen. Er wird morgen schon genug Aerger haben!“

Doch er hatte im Gegentheil ein ganz unerhörtes Glück. Doch da Belin es verstand, zur rechten Zeit aufzuhören, so erhob er sich und erklärte: „Für heute habe ich genug verloren!“

Er hat entschieden kein Glück mit mir, dachte Chambon, und nachdem er die Banknoten, die er soeben gewonnen, in die Westentasche gesteckt hatte, verließ er unauffällig den Klub. Es blieb ihm noch eine Stunde, um zu essen, und obwohl er nicht den geringsten Appetit verspürte, so ging er doch in eines der großen Restaurants am Boulevard. Der Oberkellner, der ihn erkannte, trat dienstbeflissen an seinen Tisch.
Chambon bestellte, was er zu essen wünschte, und während er zerkaut ein Stück Weißbrot mit Butter bestrich, ersah er ein Gefäß vor seiner Nase. Morgen würden also alle diese lächerlichen Kellner wissen, daß er, Chambon, an der Börse in die Luft geflogen und auf und davon sei! Der ganze Boulevard würde darüber sprechen.

Die Zeitungen würden verächtliche Artikel über ihn schreiben. Allenfalls würde man ihn als Spitzbuben bezeichnen! Und Belin, dieser arme Belin! Er würde den größten Verlust erleiden. — Ja, Chambon war in diesem Augenblick wirklich schlechter Stimmung!

„Ich garantiere dafür, daß die Schnepse vorzüglich ist“, sagte der Oberkellner, der selbst die Schüssel servierte.

Er liebte Schnepfen über alles. Er war überhaupt ein großer Feinschmecker. Er aß den größten Theil des köstlichen Wildes, und da zur Schnepse ein gutes Glas Burgunder gehört, so bestellte er eine halbe Flasche alten, feurigen Weines. Eine Tasse heißen Kaffees, ein Gläschen Miloh, eine gute Importirte hatten schnell die letzten schweren Gebanten, die ihn bedrückten, verjaght; ein köstliches Wohlbehagen durchdrang seinen Körper.

Chambon zahlte gab reichliches Trinkgeld und verließ dann feiten Schrittes das Lokal. In Wirklichkeit war seine Lage ja gar nicht so schlecht, vor allem im Vergleich zu den Jahren des Glends, die er einst erlebt hatte. Er war vierzig Jahre alt, gesund und hatte die Tausende voller Tausendfrancs bei sich. Wenn ich mir's recht überlege, bin ich durchaus nicht böse darüber, daß ich abfahren muß.“

Antonin erwartete ihn auf dem Bahnhof. „Ich habe das Bilet für den gnädigen Herrn gekauft; Gepäc habe ich jedoch, wie befohlen, nicht mitgebracht.“

„Ich werde alles Röhliche an Ort und Stelle kaufen. In drei bis vier Tagen werde ich Dir schreiben, und Du kommst mir dann nach.“

„Ich bin erkeut, zu sehen, daß der gnädige Herr seine gute Laune vollständig wiedergefunden haben!“ fügte Antonin mit einem Blick auf das getöthete Gesicht seines Herrn hinzu.
„Ja, vollständig.“

„Ich habe für den gnädigen Herrn einen Schlaf belegt!“
„Sehr gut! Auf Wiedersehen, Antonin!“

Chambon reichte seinem Diener leutlich die Hand. Dieser berührte sie achtungsvoll und entfernte sich dann. Im Wagen machte es sich Chambon bequem. Ihm gegenüber lag ein etwa gleichaltriger Herr. Sein ganzes Gepäc bestand aus einer Reisetasche.
„Vielleicht ein Kollege?“ dachte Chambon äußerst verärgert. Und dieser Gedanke verführte ihm in angenehmer Weise die ersten Stunden seiner Reise.

„Erläuterung.
„Baba, was ist denn der Kampf ums Dasein?“
„Wenn man zuviel zu verzehren hat oder zu wenig!“

O, diese Weiber!



Frau: „Ueberhaupt, ich laß' mich von dir scheiden, du kannst von heut an thun, was du magst!“

Mann: „Ach gut! Dann geh' ich jetzt zum Klammerbräu!“
Frau: „Was?! Ohne meine Erlaubniß?! Unterließ' dich!“

Die Bausoffsteden.
Fremder (Abends im Wirthshaus): „Der ganze Stammtisch ist ja auf einmal leer geworden!“
Wirth (verächtlich): „Ja, sieben Männer und kein Hausknecht!“

Das glückliche Gesicht.
Frau (bei einer Trauung leise zu ihrer Nachbarin): „Die junge Frau bringt ihrem Mann achtzigtausend Mark mit; das sieht man ihr nicht an!“
„Nein, aber ihm!“

Rederei.
Bettler: „Was sind denn das eigentlich für Federn an Deinem Hut?“
Gouffine: „Das sind ganz gewöhnliche Gansfedern!“
Bettler: „Na, das freut mich, daß Du Dich wenigstens nicht mit fremden Federn schmückst!“

Ein Trick.
„Mein Sohn“, sagte ein alter Bettler, der den Tod nahen fühlte, „ich hinterlasse dir ein paar tausend Mark und einen guten Trick. — Ich habe mich nämlich jeder Ehefrau gegenüber als Verehrer aus der Jugendzeit aufgespielt, den des Himmels Strafe für seine Untreue getroffen hätte. — Fragen sie mich nach meinem Namen, so behauptete ich, ihn aus Scham nicht nennen zu können. — Ich sage dir, mein Sohn, jede Frau weinte Thränen und beschenkte mich überreichlich...“

Umschrieben.
Feldwebel (in der Mannschaftsschule): „Euch redet eurer Dummheit beim wahren Namen nennen darf ich leider nicht, aber Kerle, geht acht, daß unter euch nicht noch einmal die Kinderpest ausbricht!“

Sie kennt sich aus.
Junge Frau: „Ach, Mama, möchtest Du mir nicht Deinen Hausarzt senden? Fritz sieht so entsetzlich blaß und leidend aus.“
Mutter: „Am, — ich werde Dir lieber meine Köchin senden!“

Schlau.
Bauer (zu seinem Buben, der zum ersten Mal Milch in die Stadt fährt): „Erst gießt man Wasser in die Kübel, dann die Milch drauf! So macht man's! Nacha kannst Du in der Stadt schreiben, daß Du zur Milch kein Wasser 'lossen hast!“

Moderne Frauen.
Gatte: „Wenn es Dir schon nicht möglich ist, die zwei fehlenden Knöpfe an meinen Rod anzunäh'n, so lege wenigstens mal Nadel und Zwirn auf mein Nachtkästl, ich werde mir das selber besorgen.“
Frau: „Na, Du mußt doch wissen, wo ich Nadel und Zwirn aufbewahrt habe.“

Vermögensradmesser.
„Kannst du mir nicht mal ein Bild von deiner Frau zeigen? — Deine Frau ist allerdings nicht schön, aber sie soll sehr reich sein!“
„Das ist es ja — jeder, der das Bild sieht, will mich sofort anumpfen!“

Beschäftigung.
„Was machst Ihr Sohn?“
„Er verfehlt Verufe.“

Seiner Unterschied.
Mutter (eines frisch geadelten Bankiers, zu einem Gast): „Das sind lauter Photographien meines Sohnes. Sieh ihn als Kind, hier als Mann und hier — als Baron!“

